

Humboldt Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät III
Institut für Sozialwissenschaften
SS 1997
PS Wohnen wie gewohnt
Dozentin: Dr. Ingeborg Beer

Fürstenwalde, im August 1998

Arbeiterwohnen im 19. Jahrhundert

mit Beispielen aus Berlin zwischen 1850 und 1914

Jan Giesau

kryscho@kryscho.de

Student im Diplom Studiengang
Sozialwissenschaften
2. Fachsemester

INHALTSVERZEICHNIS

1. ARBEITERWOHNEN - EINE NEUE FORM DES WOHNENS.....	3
2. DIE INDUSTRIALISIERUNG-URBANISIERUNG-SPIRALE	3
3. DIE BERLINER BAUORDNUNGEN - KONTROLLE ODER HILFE	4
3.1. BAUORDNUNGEN VON 1853 UND 1863.....	5
3.2. BAUZONENORDNUNG VON 1887	5
4. WOHNFORMEN	6
4.1. ZONEN DER TRANSITION	7
4.2. HAUPTWOHNUNGSTYP: MIETSKASERNE.....	7
4.3. DIE WERKSIEDLUNG - EINE ECHTE ALTERNATIVE?	8
4.4. WEITERE WOHNFORMEN	9
5. DIE WOHNUNG ALS „DEPOT“ - EINRICHTUNG DER ARBEITERWOHNUNG.....	9
6. ALLTAG IN DEN QUARTIEREN.....	10
6.1 DIE BEWOHNER	11
6.1.1. Männer	11
6.1.2. Frauen	11
6.1.3 Kinder.....	12
7. ARBEITERWOHNEN GLEICH ELENDES WOHNEN?	12
LITERATURVERZEICHNIS	13

1. Arbeiterwohnen - eine neue Form des Wohnens

Im Zuge der Lehrveranstaltung „Wohnen wie gewohnt“ soll analysiert werden wie sich die Wohngewohnheiten und -strukturen im Laufe der Jahrhunderte gewandelt haben und welche Besonderheiten jede Epoche mit sich brachte.

Arbeiterwohnen kann diesbezüglich als eine völlig neue Form des Wohnens für die untere soziale Schicht gewertet werden. Zum einen, weil es die Arbeiterklasse, also das Proletariat im marxistischen Sinn, vor Beginn der Industrialisierung um 1800 nicht gab und daher die Bevölkerungsteile, die von nun an der Arbeiterschicht zugeordnet wurden, vorher keinen eigenständigen Haushalt führten, sondern zumeist in das Wirtschaftssystem des Ganzen Hauses eingebunden waren. Zum anderen, weil die Wohnformen, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts herausbildeten die Wohnungspolitik bis heute stark beeinflusst haben¹. Das Wohnen wurde von den Arbeitern nicht neu erfunden, aber es nahm bisher nicht dagewesene Formen und Ausmaße an.

Im folgenden wird zunächst darauf eingegangen, wie sich die Arbeiterklasse im Zuge der Industrialisierung entwickelte und wie die Behörden auf diese Entwicklung reagierten. Darauf soll eine kurze Beschreibung der verschiedenen Wohnungsformen folgen. Es wird auf die Einrichtung eingegangen und auf den Alltag in den Wohnungen. Hiernach soll kurz die Stellung der einzelnen Bewohner aufgezeichnet werden. Letztlich wird eine Zusammenfassung versucht, die einen kurzen Umriß der Wohnlage der Arbeiter und einen abschließenden Kommentar liefern soll.

2. Die Industrialisierung-Urbanisierung-Spirale

Industrialisierung muß als der Auslöser für die Entstehung von Großstädten gesehen werden (von Saldern, Adelheid 1995: 17). Durch die Ansiedlung von Industrie strömte die Landbevölkerung mit Goldgräberstimmung in die Städte, die enorme Urbanisierung ließ aus diesen Städten Großstädte² werden. Die Masse der Arbeitskräfte ließ wiederum neue Fabriken entstehen, die wiederum die Menschenmassen anzogen, ein unglücklicher Kreislauf begann. Denn die Armut verlagerte sich lediglich vom Lande in die industriellen Standorte (Geißler

¹ wegen des Bruchs mit vorindustriellen Wohnweisen und wegen dem Schreckbild eines zu vermeidenden Wohnungselends (vgl. Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter 1996: 59)

² Als Großstädte wurden im 19. Jahrhundert die Städte bezeichnet, die nach 1920 mehr als 100 000 Einwohner hatten

1996: 37). Ab 1870 war diese Spirale, die um 1800 begann, unaufhaltsam geworden. Die rasante Dynamik bei der Verstädterung hatte ein gleichzeitiges, explosives Bevölkerungswachstum in den Städten zur Folge. In Berlin hat sich die Bevölkerungszahl zwischen 1875 und 1900 verfünffacht und zählte schon damals 2,7 Millionen (von Saldern 1995: 17). Deutschland hinkte mit dieser Entwicklung zwar um einige Jahre hinter Resteuropa hinterher, holte diesen Rückstand aber im ausgehenden 19. Jahrhundert weitgehend auf (Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter 1996: 59).

In den Großstädten bildeten sich großräumig segregierte Areale, die oberen sozialen Schichten trennten ihre Wohngegenden von denen der Zuwanderer. Daraus resultierten zunächst äußerst desolate Wohnverhältnisse für die neuen Großstadtbewohner. Die Wohnungsnot warf die Wohnungsfrage auf. Und die Wohnungsfrage war eine Arbeiterwohnungsfrage (Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter 1996: 62)

3. Die Berliner Bauordnungen - Kontrolle oder Hilfe

Die unzumutbaren Wohnverhältnisse in Berlin gaben schon 1821 Anlaß für ein intensiveres Nachdenken über die veränderten Umstände in der Stadt. Jedoch waren kritische Stimmen zu diesem frühen Zeitpunkt eher von Stadtentwicklern zu vernehmen, die den Arbeitern wirklich helfen wollten. Es galt, die unzumutbaren Wohnverhältnisse, verursacht durch extreme Überbelegung der Wohnungen (interne Wohndichte) und die schlechte Bausubstanz, zu verändern. Anlaß für die erste Bauordnung war jedoch nicht der Willen zur Verbesserung der Lebensverhältnisse der Arbeiter, sondern vielmehr die Angst vor dem Unruheherd des Arbeiterquartiers³. Der räumlichen Häufung von Menschen mit ähnlichem sozialem Status (Segregation) wurde eine entscheidende Rolle bei der Entstehung von Klassenbewußtsein zugestanden⁴. Somit war eine Umstrukturierung Berlins nach folgenden Gesichtspunkten erforderlich geworden:

1. nach sicherheitstechnischen Aspekten (moralische Übel beseitigen)
2. nach sozialen Aspekten
3. nach gesundheitlichen Aspekten (hygienische Übel beseitigen).

³ Die Baugesetzgebung unterlag der Polizei.

⁴ nach neueren Erkenntnissen konnte sich das Klassenbewußtsein durch die langen Arbeitszeiten gar nicht hauptsächlich in den Quartieren entfalten, sondern entstand vor allem in innerbetrieblichen Diskursen und in den wenigen, sozial homogenen Arbeitervorstädten (von Saldern 1995: 28-29; 106). Insgesamt muß der Klassenbildungsprozeß als „fragmentiert“ bezeichnet werden (Geißler 1996: 36).

Die Stadtplaner wollten einen Mittelweg zwischen Absonderung und Vermischung der Klassen finden. Maßgeblich hierfür war das Prinzip der Durchdringung nach James Hobrecht. Hobrechts Vorstellung ging in die Richtung einer kleinräumigen Segregation, alle sozialen Schichten sollten zusammen in einem Haus wohnen können (von Saldern 1995: 62-63).

3.1. Bauordnungen von 1853 und 1863⁵

Nach mehreren Versuchen wurde 1853, 32 Jahre nach ihrer Initiierung, die erste Bauordnung erlassen, auf die 1863 eine zweite, ähnliche folgte, wobei diese eine noch großzügigere Bebauung der Grundstücke nach Hobrechts Vorstellungen zuließ. Entscheidender Faktor der Berliner Bauordnungen war die Aufteilung der Stadt in großflächige Grundstücke. Auf diesen Grundstücken konnte nahezu die gesamte Fläche bebaut werden. Das hatte zur Folge, daß zwischen dem Vorderhaus und den Seitenhäusern zahlreiche Querblöcke entstanden, die nur durch enge Höfe getrennt waren. Es war lediglich eine genügend breite Tordurchfahrt für Polizei und Feuerwehr zu gewährleisten. Die Häuser konnten um mehrere Etagen aufgestockt werden, die Höhe wurde nach der Straßenbreite am Vorderhaus bestimmt, in der Regel waren 11,30 Meter erlaubt. Durch diese Höhe kam kaum Luft oder Licht in die engen Hinterhöfe, nach gesundheitlichen Gesichtspunkten waren die Bauordnungen nicht erlassen worden. Ein weiterer Makel war, daß man sich selten an die Richtlinien der Bauordnungen hielt. Das Besitzbürgertum ließ sich nämlich durch solche Gesetze die individuellen Handlungsfreiheiten nicht nehmen.

3.2. Bauzonenordnung von 1887

Erst die Bauzonenordnung von 1887 brachte einige wesentliche Verbesserungen in hygienischer Hinsicht. So wurde die Grundstücksbebauung drastischer eingeschränkt. Es mußte mehr Platz zwischen den einzelnen Gebäuden gelassen werden. Auch wurden für einige neue Siedlungen von Anfang an Baustil und Nutzung der Quartiere⁶ festgeschrieben. Es erfolgte eine weitläufigere Trennung von Wohnung und Arbeitsstätte im Zeichen des zukünftigen Verkehrsbaues (von Saldern 1995: 67). Desweiteren mußten im Bau soziale und

⁵ die ausführliche Darlegung zu den Bauordnungen enthält: Teuteberg, H.-J./ Wischermann, C. 1985: 155-160

⁶ Quartiere sind Bereiche eines bestimmten soziokulturellen Milieus

hygienische Mindestanforderungen berücksichtigt werden. Zur Einhaltung der Vorschriften wurde ein Baupolizei eingesetzt.

Die Bauordnung hatte jetzt aber wiederum den Makel, das sie jeweils für Neubauten galt und Rückbau nur erfolgte wenn arge Sicherheitsmängel an den alten Gebäuden auftraten. Die Mehrzahl der Arbeiter konnte es sich kaum leisten in die neuen Wohnungen zu ziehen, sie mußten in ihren schlechten Wohnungen bleiben.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß vor allem die großzügige Bodenregelung der ersten Berliner Bauordnungen als Ursache für das Elend in den verschachtelten Mietskasernen gesehen werden kann (Teuteberg/ Wischermann 1985: 165).

4. Wohnformen

Als Mindestanforderung an eine Arbeiterwohnung wurde eine Stube und eine Wohnküche festgeschrieben⁷. Dieser Standard war jedoch theoretischer Natur und praktisch nur in den wenigsten Arbeiterwohnungen berücksichtigt. Die Berechnung der Wohnungsgröße wurde anhand des Luftbedarfs der Bewohner ermittelt, was dann zu kleinflächigen aber hohen Räumen führte. Durch die Überbelegung der Wohnungen war diese Rechnung reine Makulatur.

Der Berliner Statistiker Hermann Schwabe stellte 1868 eine These auf, die als Schwabe'sches Gesetz in die Lehrbücher einging: „Je ärmer jemand ist, desto größer ist die Summe, welche er im Verhältnis zu seinem Einkommen für die Wohnung ausgeben muß!“⁸ (zitiert nach Häußermann/ Siebel 1996: 68; vgl. auch Teuteberg/ Wischermann 1985: 145).

Die neuen Wohngegenden der Arbeiterschaft zogen sich ringförmig um die alte Innenstadt⁹. Die Wohnungsnot betraf die neuen Zuwanderer (die sich erst einmal in die alte Innenstadt begaben) und die große Schar der unqualifizierten bzw. ungelernten Arbeiter (junge, ledige Männer; junge Frauen; Alte; Personen mit unstetem Einkommen) am härtesten. Die Not begrenzte sich aber nicht nur auf die Arbeiter, auch nennenswerte Teile des Kleinbürgertum litten unter dem allgemeinen Wohnraumangel (Häußermann/ Siebel 1996: 61).

⁷ Anfang des 20. Jahrhunderts wurde als Standard noch ein Abort hinzugefügt, welches sich in der Regel außerhalb der Wohnung befand und als Gemeinschaftsobjekt genutzt wurde.

⁸ Die Allgemeingültigkeit für dieses „Gesetz“ unter dem Gesichtspunkt heutiger Wohnungspolitik stark zu bezweifeln

⁹ vgl. mit Burgess' konzentrischem Modell der Stadtentwicklung

Letztlich bedeutete geringes Einkommen zugleich eine schlechte Wohnung, egal welcher sozialen Klasse man angehörte.

4.1. Zonen der Transition

Die Transitionszonen waren die übelsten Wohngegenden einer Stadt (Berlin: Scheunenviertel hinter dem Alex) (von Saldern 1995: 44). Die oft noch mittelalterliche Bausubstanz der Innenstädte wurden um einige Etagen aufgestockt, die früher weit verbreiteten Vorgärten und Hofanlagen wichen An- und Zwischenbauten. Schmale Gassen zwischen den Gebäuden hemmten die Bewegungsfreiheit, es herrschte ein extrem gesundheitsschädliches Klima. Andererseits gab es hier ein sehr aktives Nachtleben, Dirnen und Verbrecher fanden Unterschlupf und unkontrollierbaren Aktivitätsspielraum. Die alte Bausubstanz mußte jedoch aus sicherheitstechnischen Gründen früher oder später zurückgebaut werden, so entstanden auch dort bis spätestens Ende des 19 Jahrhunderts mietskasernenähnliche Behausungen. Das „Milieu“ verlagerte sich in die neuen „Übergangsareale“.

4.2. Hauptwohnungstyp: Mietskaserne

Optisch und von den Grundrissen waren die Mietskasernen bürgerlichen Wohnhäusern nachempfunden (Teuteberg/ Wischermann 1985: 166/ 175; von Saldern 1995: 46). Generelle Merkmale eines Mietskasernenquartiers war eine „hohe“¹⁰ Bebauungsdichte. Die einzelnen Wohnkomplexe waren bis zu 8-fach verschachtelt (von Saldern 1995: 45-46), Haupt-, Quer- und Seitengebäude schlossen enge und dunkle Höfe ein.

Die Mietskaserne war heterogen bewohnt¹¹, vom Proletarier bis zum Kleinbürger waren alle Klassen vertreten. Das Vorderhaus mit seinen reichen Stuckverzierungen, repräsentativen Balkonen und großen Wohnungen bot den besser verdienenden Facharbeitern oder kleinbürgerlichen Familien angemessenen Wohnraum. Mit der Beletage¹² hatte dieses Haus sogar etwas Luxus. Dagegen waren die Hinterhäuser oftmals verfallen und abgewohnt. Sie

¹⁰ im doppelten Sinn des Wortes; siehe Bauordnungen Kapitel 3

¹¹ so wie Hobrecht es vorgeschlagen hatte, allerdings ohne die gewünschten, positiven klassenübergreifenden Impulse

¹² In der Beletage wohnte der Vermieter, der Pächter oder der Hauseigentümer selbst. Sie hatte meist einen separaten Eingang und belegte die gesamte Fläche des 1. Stockwerkes mit einer Wohnung (Teuteberg/ Wischermann 1985: 165)

boten Platz für viele Familien und beherbergten oftmals noch kleine Gewerbebetriebe. Das hinterste Gebäude eines Komplexes war das Verwaltungsgebäude mit Büros und Gemeinschaftseinrichtungen (z.B. Badeanstalt).

Innerhalb der Wohngebäude gab es nochmals eine sozial-räumliche Trennung nach den Stockwerken, wobei hier die Wohnqualität vom ersten Stockwerk¹³ aufwärts und abwärts abnahm. Somit waren Keller- und Dachwohnungen die übelsten Behausungen einer Mietskaserne.

Im Keller trockneten selbst im Sommer die nassen und schimmeligen Wände nicht aus, der muffige Modergeruch konnte durch die (wenn überhaupt vorhandenen) spärlichen Fensteröffnungen nicht abziehen.

In den Dachwohnungen sah es nicht viel anders aus. Im Sommer waren sie heiß und im Winter kalt. Das beschwerliche Treppen steigen in die zugigen Verschläge wurde besonders für alte Menschen zur unerträglichen Qual, der sie sich dann auch weniger aussetzen wollten. Sie lebten praktisch wie Gefangene in den eigenen vier Wänden. Dachwohnungen waren aber weniger gesundheitsschädlich als Kellerwohnungen, wenn auch nicht viel weniger.

4.3. Die Werksiedlung - eine echte Alternative?

Eine andere Form des Arbeiterwohnens war die Werksiedlung. Werksiedlungen wurden von den Fabriken im direkten Umland gebaut und die relativ guten Wohnungen an die tüchtigsten Arbeiter vermietet, um sie so am Ort zu halten. Hier lebte man nicht so eng aufeinander wie in der Mietskaserne, dennoch gab es wieder eine soziale Trennung zwischen besseren Facharbeitern und einfachen Arbeitern¹⁴. Außerdem waren die Werkssiedlungen meist abseits von den anderen Quartieren gelegen, was der Propaganda der Arbeiterbewegung gar nicht gefiel. Sie prangerte die „perfiden“ Nachteile (von Saldern 1995: 54) dieser Siedlungsform an. Und tatsächlich begab sich der Arbeiter in eine, manchmal verhängnisvolle, doppelte Abhängigkeit, denn bei Kündigung mußte zugleich auch der Auszug aus der fabrikgebundenen Wohnung erfolgen, man tat also gut daran, sich dem Arbeitgeber gegenüber möglichst opportun zu verhalten.

¹³ Das erste Stockwerk war mit das beste im Gebäude, weil es von den umliegenden Wohnungen gewärmt wurde und der Weg in den Kohlenkeller am kürzesten war. Allerdings in Anbetracht dessen, daß hier sehr wenig Licht eindrang wäre die zweite oder dritte Etage eventuell vorzuziehen.

¹⁴ Ein Facharbeiter verdiente bis zu dreimal soviel wie ein ungelernerter Arbeiter (Geißler 1996: 36), klar daß der eine mit dem anderen nichts zu tun haben wollte.

4.4. weitere Wohnformen

Von öffentlicher Seite und von karitativen Einrichtungen wurden vielfältige Projekte entwickelt, um den Arbeitern das Leben zu erleichtern oder wenigstens die schlimmste Not zu mildern. Positive Ansätze kamen von den Agraromatikern, die in den Großstädten sogenannte Gartenstädte errichten wollten. Dem lag die konservative Idee zugrunde, jedem Arbeiter sein eigenes Haus zu geben und ihn somit quasi von revolutionären Gedanken abzubringen. Jedoch setzte sich dieses genossenschaftlich finanzierte Projekt nicht durch, nur wenige Arbeiter konnten sich ein eigenes Heim finanziell leisten, geschweige denn überhaupt vorstellen. Eher als Notlösung wurden von wohlthätigen, meist kirchennahen Vereinen Armenasyle, Altenhospitäler (von Saldern 1995: 57; Teuteberg/ Wischermann 1985: 339) und Ledigenheime (von Saldern 1995: 47; Teuteberg/ Wischermann 1985: 351) eingerichtet. In öffentlich kontrollierten Arbeitshäusern und -kolonien (von Saldern 1995: 99) ging es nicht so wohlthätig zu. In diesen gefängnisähnlichen Behausungen für Obdachlose wurde zwar jedem, der arbeiten konnte ein Dach über dem Kopf und eine Mahlzeit gewährt, jedoch mußte er dafür sehr hart arbeiten und sich einer strengen Kontrolle und Disziplin unterordnen.

In den sogenannten „Herbergen zur Heimat“ (Teuteberg/ Wischermann 1985: 332) kamen besonders Wanderarbeiter und Zuwanderer, also Leute voller Tatendrang für ein paar Tage unter, um sich eine eigene Bleibe suchen zu können.

Als weitere Wohnformen können das Wohnen zur Untermiete und das weit verbreitete Schlafgängertum bezeichnet werden (Häußermann/ Siebel 1996: 72). Dieses Wohnen war zwar manchmal bequemer, weil sich die Führung eines eigenen Haushaltes erübrigte, es war aber auch eine elende Form des Wohnens, ohne Sicherheiten und ohne persönliche Bezugspunkte.

5. Die Wohnung als „Depot“¹⁵ - Einrichtung der Arbeiterwohnung

Zum Aufräumen und Schmücken der Wohnung blieb der Hausfrau keine Zeit, es war auch nicht der Zweck einer Wohnung sauber und schön zu sein. Vielmehr wurden hier die kleinen „Reichtümer“ eines Haushaltes angesammelt und meist in unzähligen Truhen und Kisten verpackt oder in einer Ecke gestapelt. Wenn die Sachen nicht aus der Not heraus verpfändet werden mußten, dann besaß ein Arbeiterhaushalt diverse Kleinmöbel (Tische, Stühle, Hocker, Kisten und Truhen, Regale etc.), meist gab es mindestens ein Bett, ein Sofa oder eine

Matratze zum Schlafen für den Hausherrn¹⁶ und (je nach Größe der Schlafgelegenheit) für die anderen Familienmitglieder. An sonstigen Gegenständen gab es vor allem Hausrat für die Küche, meistens eine Uhr, Spiegel, Lampen, Schmuckstücke, Gemälde, Portraits etc.¹⁷. Alle diese Gegenstände waren auch gleichzeitig ein Indikator dafür, wie gut es einer Familie ging. In den besseren Arbeiterfamilien war es durchaus üblich, einen Raum als „gute Stube“ (Teuteberg/ Wischermann 1985: 270, von Saldern 1995: 85) herzurichten, die nur betreten wurde, wenn Besuch angekündigt¹⁸ war. Die luxuriöse Einrichtung sparte man sich sprichwörtlich vom Mund ab. So war manchmal die „gute Stube“ eines Handwerksmeisters prächtiger ausgestattet als der Wohnraum eines bürgerlichen Haushaltes. Zum Ende des 19. Jahrhunderts war ein Großteil aller Wohnungen mit einem Wasserklosett verbunden. Auch Gas zur Beleuchtung wurde vielerorts installiert. Anderen Luxus, wie Badezimmer, elektrisches Licht oder Zentralheizung wird sich maximal die gehobene Facharbeiterschaft geleistet haben können.

6. Alltag in den Quartieren

Die Arbeiterfamilien wohnten, wie schon ihre Vorfahren auf dem Lande, in der Küche. Dazu gab es meist eine Schlafstube, wenn diese in die oben erwähnte „gute Stube“ gewandelt wurde, dann schlief man eben in der Küche. Daneben gab es aber auch „3 Zimmer Wohnungen“ mit Wohnküche, Schlafstube und dem toten Raum, der „guter Stube“, die natürlich teurer waren.

Die Wohndichte war extrem hoch, knapp eine Million Menschen lebte um 1870 in Berlin in wirklich elenden Verhältnissen¹⁹. Die kargen Einkünfte wurden mit Nebentätigkeiten aller Familienmitglieder und durch Aufnahme von Schlafgängern aufgebessert. Für die Miete mußten durchschnittlich rund 20 Prozent des Haushaltseinkommens aufgewendet werden. Da dies mit den sonstigen Ausgaben für die Lebenshaltung oftmals nicht vereinbar war, wurde

¹⁵ Häußermann/ Siebel 1996: 75

¹⁶ hier wird die dominante Rolle des Mannes in der Familie deutlich

¹⁷ eine exakte Beschreibung der Einrichtung anhand von Beispielwohnungen liefern die Polizeiberichte bei Teuteberg/ Wischermann 1985: 260

¹⁸ zu dieser Zeit war es große Mode (meist in feineren Kreisen, aber die Arbeiterschaft kopierte auch diese Erscheinung vom Bürgertum) seinen Besuch mit einer Visitenkarte anzukündigen, was dann Gelegenheit gab, die „gute Stube“ ordentlich herauszuputzen

¹⁹ entweder mit mehr als 6 Personen in einem Raum oder in nicht beheizbaren Räumen oder in Kellerwohnungen bzw. vergleichbar schlechten Wohnungen; vgl. dazu: Häußermann/ Siebel 1996: 67

ständig nach billigeren Unterkünften gesucht. Die enorme Mobilität²⁰, auch als Nomadentum bestimmter Bevölkerungsteile (Schwabe) bezeichnet, gilt bis heute als Indikator für soziale Probleme. Mit steigendem Einkommen und der Gründung einer Familie stieg auch die Seßhaftigkeit.

6.1 Die Bewohner

6.1.1. Männer

Das Mietshausviertel beherbergte verschiedene Teilkulturen, vom Facharbeiter bis zum ungelerten Helfer. Diese Unterschiede wurden bei der Pflege des sozialen Umfeldes²¹ besonders deutlich. Die Wirtshäuser, als Zentren der Kommunikation, waren nach dem Qualifikationsgrad unterteilt. So gab es Facharbeiterkneipen, die für niedere Arbeiter tabu waren, ebenso hätte sich nie ein gelernter Arbeiter in eine Ungelernten Spelunke verirrt. Der Gang ins Wirtshaus war jedoch für alle Arbeiter eine Realitätsflucht aus dem tristen Heim, besonders am Zahltag wurde das knappe Geld in die überfüllten Gasthäuser getragen. Darüber hinaus organisierten Vereine und kulturelle Einrichtungen quartierspezifische Veranstaltungen (von Saldern 1995: 84).

Männer waren in jeder Hinsicht besser gestellt als Frauen. Sie hatten feste Arbeitszeiten mit einem Feierabend. Sie gönnten sich in der Regel öfter als die Frauen einen guten Anzug oder ein paar Schuhe, und sie konnten es sich leisten, das Haus zu gesellschaftlichen Anlässen zu verlassen. Mithilfe im Haushalt war verpönt.

6.1.2. Frauen

Frauen waren zur Besorgung des Haushaltes an die Wohnung gebunden, für Vergnügungen blieb keine Zeit. Die Organisation des Haushaltes war damals eine kraftraubende und tagfüllende Angelegenheit. Oftmals mußten Frauen noch Nebentätigkeiten²² annehmen, einen Feierabend gab es daher nicht. Sie waren durch das ungesunde Klima in der Wohnung oft krank.

²⁰ die Mobilität war 3 mal größer als heute (von Saldern 1995: 78), innerhalb eines Jahres zogen, statistisch gesehen, 30 Prozent der Haushalte einmal um (Häußermann/ Siebel 1996: 62)

²¹ außer im Wirtshaus wurde dieses Umfeld in Parteien, Gewerkschaften und Vereinen gepflegt

6.1.3 Kinder

Die Kinder waren voll in den Arbeitsprozeß und den Alltag der Familie integriert. Trotz Schulpflicht mußten sie nebenbei jobben. Die Jungen kamen dabei eher als Austräger, Kegelaufsetzer oder Schuhputzer unter, während die Mädchen meist im Haushalt, bei der Heimarbeit der Mutter oder beim Aufpassen auf jüngere Geschwister halfen. Wenn es an Betten mangelte, mußten die Kinder als erste auf dem Boden schlafen oder sich ihr Bett mit einem Schlafgänger teilen. Außerdem waren Kinder bei den meisten Vermietern nicht erwünscht.

7. Arbeiterwohnen gleich elendes Wohnen?

Das Bild früherer Darstellungen des Arbeiterwohnens im 19. Jahrhundert, das von Sozialkritikern mit Schlagworten wie „Verelendung“, „Entfremdung“ oder „Ausbeutung“ belegt wurde, muß eigentlich revidiert werden (Häußermann/ Siebel 1996: 60). Es gab eine permanente Verbesserung der Wohnlage der Arbeiterschaft²³, die noch vor dem ersten Weltkrieg auch bis zu den untersten Arbeiterschichten durchsickerte. Zurückzuführen ist dies auf die bismarcksche Sozialgesetzgebung, die Anfänge eines sozialen Netzes sichtbar werden ließ (Geißler 1996: 36). Die Reallöhne der Arbeiter verdoppelten sich zwischen 1871 und 1913, die tägliche Arbeitszeit betrug vor dem ersten Weltkrieg durchschnittlich 9,5 Stunden und es gab nahezu keine Arbeitslosigkeit (Schäfer 1979: 148-159). Die Ungleichheiten zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern nahmen zwar in vielen Bereichen ab²⁴, jedoch bezüglich der Wohnsituation, Gesundheit und Lebenserwartung wurden die Disparitäten noch vergrößert (Geißler 1996: 36).

Es gab noch lange nicht für die breite Mehrheit akzeptable Wohnbedingungen, der Trend zur Verbesserung war aber unübersehbar.

²² in Heimarbeit: nähen, putzen, waschen; außerhalb: kellnern, Botendienste, vgl. Teuteberg/ Wischermann 1985: 352

²³ Abnehmende Mobilität und rückgängiges Schlafgängertum gingen mit technischen Neuerungen einher (Häußermann/ Siebel 1996: 74), hinzu kam eine stete Verbesserung des Versorgungsniveaus mit Wohnraum (vgl. Tabelle: Teuteberg/ Wischermann 1985: 134)

²⁴ diese Bereiche waren: Einkommen, Vermögen, Bildung, Arbeitsplatzsicherheit, räumliche Mobilität, soziale Kontakte

Literaturverzeichnis

Geißler, Rainer, 1996: Die Sozialstruktur Deutschlands. 2. Auflage. Opladen. Westdeutscher Verlag

Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter, 1996: Soziologie des Wohnens: Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim-München: Juventa Verlag

Schäfer, H., 1979: Die Industriearbeiter. In: H.Pohl (Hrsg.): Sozialgeschichtliche Probleme in der Zeit der Hochindustrialisierung (1870-1914). Paderborn

Teuteberg, H.-J./ Wischermann, C., 1985: Wohnalltag in Deutschland 1850-1914: Studien zur Geschichte des Alltags. Band 3. Münster: Cöpppenrath

von Saldern, Adelheid, 1995: Häuserleben: Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute. Bonn: Dietz